

Zuhause

Andrea Rottmann

Das Zuhause im Sinne von privaten Grundstücken, Wohnungen und Zimmern ist ein wichtiger Ort der queeren Zeitgeschichte. Für viele queere Menschen war und ist es ein Raum, in dem die eigene Subjektivität und das eigene Begehen Form annehmen: durch Lesen, Fernsehen, Bilder-Anschauen, Tagebuch-Schreiben, durch die Gestaltung und Betrachtung des eigenen Körpers (Kleidung, Frisur, Make-Up) und das Erproben sexueller Praktiken. Oft hat es als Ort romantischer und sexueller Begegnungen und des gelebten Alltags queerer Singles, Paare und Familien gedient. Hier wurden Partys gefeiert, vor allem dort, wo es keine oder kaum öffentliche Räume queerer Geselligkeit gab (► Lokale, Bars und Clubs), zum Beispiel in der Provinz und in der DDR. Oft fand auch politische Arbeit zuhause statt. Seit der Schwulenbewegung der 1970er Jahre standen im Privaten gelebte Modelle bürgerlicher Häuslichkeit jedoch immer wieder als vermeintlich unpolitisch in der Kritik. Die private Natur des Zuhauses, die den verschiedenen Aspekten queeren Lebens einen gewissen Schutz bot, war aber zumeist prekär. Solange queere Lebensweisen kriminalisiert, medikalisiert (► Anstalten, ► Psychiatrie) und stigmatisiert waren, musste queere Subjektivität oft geheim gehalten werden, auch vor Familienmitgliedern und Nachbar*innen, die Gerüchte streuen oder denunzieren konnten. In der DDR, wo Versammlungen und Gruppenbildungen außerhalb der staatlichen Institutionen als staatsfeindlich galten, infiltrierten Stasi-Spitzel private Zusammenkünfte. Umgekehrt konnte die Abgeschlossenheit des Zuhauses bedrohlich sein, wenn es ein Ort sexualisierter oder homo- und transfeindlicher häuslicher Gewalt war. Verheiratete Frauen, die lesbische Beziehungen eingingen, waren zum Teil mit gewalttätigen Reaktionen ihrer Ehemänner konfrontiert, die bis zur Vergewaltigung – innerhalb der Ehe in der BRD bis 1997 kein Verbrechen – oder sogar zum Mord gehen konnten. Bei schwulen Männern konnten Begegnungen mit Sexpartnern im

Zuhause ebenfalls in tödliche Gewalt umschlagen. Auch für queere Kinder und Jugendliche war und ist manches Zuhause ein Ort der Gefährdung.

Feministische Kritik des Zuhauses

Die feministische Forschung hat sich früh für das Zuhause interessiert. Bereits 1976 zeigte Karin Hausen, dass es in seiner Funktion als Ort familiärer Reproduktionsarbeit, in seinen ideologischen Einschreibungen als friedlicher Rückzugsort vor der feindlichen Welt sowie als weibliches Gegenstück zur männlich konnotierten Öffentlichkeit ein vielversprechender Untersuchungsgegenstand für die Geschlechter- und Sexualitätsforschung ist.¹ Immer wieder kritisierten feministische Denkerinnen die Vorstellung, dass das Zuhause ein Raum außerhalb der politischen Sphäre sei. Sie zeigten, wie instabil die vermeintliche Grenze zwischen privatem und öffentlichem Raum ist,² verwiesen auf die Bedeutung des Zuhauses als Ort des Widerstands³ und als fundamentalem Raum für die Konstituierung des Selbst.⁴

Queere Häuslichkeit

In der sich seit Mitte der 1990er entwickelnden Geografie der Sexualitäten gerieten zunächst »außergewöhnliche Orte« wie schwul-lesbische bzw. queere Bars und Clubs, Demonstrationen oder Festivals in den Fokus.⁵ In der Zwischenzeit hat sich aber ein florierendes Forschungsfeld entwickelt, das sich

1 Karin Hausen, »Die Polarisierung der ›Geschlechtscharaktere‹: Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben«, in *Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte*, Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 202 (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2012), 19–49.

2 Bonnie Honig, »Difference, Dilemma and the Politics of Home«, in *Democracy and Difference: Contesting the Boundaries of the Political*, Hg. Seyla Behabib (Princeton, 1996), 257–277.

3 bell hooks, »Homeplace: A Site of Resistance«, in *Yearning: Race, Gender, and Cultural Politics* (Boston: South End Press, 1990), 41–50.

4 Iris M. Young, »House and Home: Feminist Variations on a Theme«, in *On Female Body Experience: Throwing Like a Girl and Other Essays* (New York: Oxford University Press, 2005), 123–154.

5 Gavin Brown, »Urban (Homo)Sexualities: Ordinary Cities and Ordinary Sexualities: Urban (Homo)Sexualities«, *Geography compass* 2, Nr. 4 (2008): 1215–1231.

dem Zuhause (*home*) und der Häuslichkeit (*domesticity*) aus queerer Perspektive widmet.⁶ Es wird untersucht als zentraler Schauplatz der Konstruktion und Reproduktion von Heteronormativität, damit aber auch als ein Raum, an dem diese dekonstruiert und unterlaufen, also gequeert werden kann. Ben Campkin und Brent Pilkey schlagen vor, das »Queeren [des Zuhauses] als eine alltägliche politische Handlung [zu verstehen], an der jede Person jeglicher sexuellen oder geschlechtlichen Identität teilhaben kann«. Diese habe »ihren Platz neben anderen Strategien der Transgression und des Abbaus unterdrückender heteronormativer und patriarchaler Vorstellungen und Institutionen«.⁷ Entgegen radikaler Kritiken, die die Häuslichkeit vor allem queerer Paare und Familien mit Homonormativität, gesellschaftlicher Anpassung oder Konservatismus gleichsetzen, betont Andrew Gorman-Murray »die Rolle einer Politik der Häuslichkeit für sozialen Wandel, die subversiven Möglichkeiten des Zuhauses und die weiter bestehende Bedeutung eines Zuhauses [»homespace«] für das Selbstwertgefühl und das Wohlbefinden«.⁸

In der queeren Historiografie wurde das Zuhause früh entdeckt. Schon die wegweisende Ausstellung »Eldorado« im Berlin-Museum 1984 und ihr Katalog, der zum Grundlagenwerk der Alltags- und Kulturgeschichte »homosexueller Frauen und Männer in Berlin« wurde, thematisierten private Räume als Treffpunkte und als Orte, an denen der Ausdruck spezifisch homosexueller Lebensstile und Subjektivitäten möglich war.⁹ Im Kontext des aus »Eldorado« hervorgegangenen Schwulen Museums in Berlin entstanden in den 1990er und 2000er Jahren Ausstellungen und Publikationen, die Wohnungen als Treffpunkte für Salons, Partys und politische Arbeit sowie als Orte vor allem schwuler Subjektivität untersuchten.¹⁰

6 Matt Cook, *Queer Domesticities: Homosexuality and Home Life in Twentieth-Century London* (London: Palgrave Macmillan, 2014).

7 Ben Campkin and Brent Pilkey, »Introduction: Queering Home«, in *Sexuality and Gender at Home. Experience, Politics, Transgression*, Hg. Brent Pilkey, Rachel Scicluna, Ben Campkin, Barbara Penner (London: Bloomsbury, 2017), 83–87, hier: 84.

8 Andrew Gorman-Murray, »Que(E)Rying Homonormativity: The Everyday Politics of Lesbian and Gay Homemaking«, in *Sexuality and Gender at Home*, Hg. Pilkey et al., 149–162, hier 151. Übersetzung der Autorin.

9 Verein der Freunde eines Schwulen Museums in Berlin e.V., Hg., *Eldorado: Homosexuelle Frauen und Männer in Berlin 1850–1950. Geschichte, Alltag und Kultur* (Berlin: Frölich & Kaufmann, 1984); Katalog der Ausstellung im Berlin Museum, 26.5.–8.7.1984.

10 Exemplarisch: Bastian Schlüter, Karl-Heinz Steinle and Andreas Sternweiler, *Eberhardt Brucks. Ein Grafiker in Berlin* (Berlin: Schwules Museum, 2008).

Überwiegend interessierte sich die Forschung, wenn sie denn einen räumlichen Zugang wählte, bisher jedoch für (halb-)öffentliche Räume queerer (Sub-)Kulturen und ihrer Verfolgung wie Lokale (► Lokale, Bars und Clubs) oder Parks und Straßen (► Cruising-Orte). Raumbezogene historische Studien aus den USA wie die Klassiker *Gay New York* von George Chauncey oder *Boots of Leather, Slippers of Gold* von Elizabeth Kennedy und Madeline Davis waren in erster Linie an öffentlichen queeren Kulturen interessiert.¹¹ Sie zeigten jedoch auch, wo und wie ihre queeren Protagonist*innen wohnten, wobei im US-amerikanischen Kontext die rassistische Segregation auch queere Communities spaltete. Kennedy und Davis wiesen auf die Bedeutung von *house parties* für die schwarzen lesbischen Communities in Buffalo/New York in der Mitte des 20. Jahrhunderts hin. Zuletzt hat Lauren Gutterman darauf aufmerksam gemacht, dass aus der Perspektive heterosexuell verheirateter lesbisch lebender Frauen in den USA nicht die 1950er und 1960er, sondern die 1970er und 1980er Jahre die Zeit der intensivsten staatlichen Repression waren, weil ihnen in Scheidungsverfahren nun oft das Sorgerecht für die Kinder aberkannt wurde. Oder sie durften ihre Kinder nur dann weiterhin sehen, wenn sie sich von ihrer Partnerin oder von der lesbisch-schwulen Community trennten.¹²

Die Forschung von Kirsten Plötz über Sorgerechtsverfahren in der BRD legt nahe, dass sich die Situation für verheiratete lesbische Mütter dort ähnlich darstellte. Der Ehemann hatte bis zur Reform des Ehe- und Familienrechts 1977 weitreichende Gewalt über sie und die Kinder. Kam es zur Scheidung und wurde der Ehefrau die Schuld für das Ende der Ehe gegeben, was bei außerehelichem Sex der Fall war, so bekam sie in der Regel keinen Unterhalt und verlor das Sorgerecht für ihre Kinder. Auch nach der Reform entzogen Richter*innen Müttern mit lesbischen Beziehungen das Sorgerecht, nachgewiesen sind solche Fälle bis 1994.¹³ Ob lesbischen Müttern in der DDR ebenfalls das Sorgerecht

¹¹ George Chauncey, *Gay New York: Gender, Urban Culture, and the Making of the Gay Male World, 1890–1940* (New York: Basic Books, 1994); Elizabeth Lapovsky Kennedy and Madeline D. Davis, *Boots of Leather, Slippers of Gold. The History of a Lesbian Community* (New York and London: Routledge, 1993).

¹² Lauren Jae Gutterman, *Her Neighbor's Wife: A History of Lesbian Desire Within Marriage* (Philadelphia: University of Pennsylvania Press, 2020).

¹³ Kirsten Plötz, »Entzug der Kinder durch bundesdeutsche Gerichte: Ein Aspekt juristischer Repression von lesbischer Liebe«, in *Justiz und Homosexualität*, Hg. Ministerium der Justiz des Landes NRW in Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Michael Schwartz, Juristi-

entzogen wurde, ist bisher nicht untersucht.¹⁴ Der häusliche Raum war also für lesbische Frauen hochgradig prekär. Darüber hinaus konnte er aber auch lebensbedrohlich sein, wenn Ehemänner auf die lesbischen Beziehungen ihrer Ehefrauen mit Gewalt reagierten. Solche Femizide sind bisher weitgehend unerforscht, Plötz hat einen Fall aus Rheinland-Pfalz aus dem Jahr 1979 beschrieben.¹⁵

Quellen

Die Erforschung des queeren Zuhauses erfordert andere Zugänge als die des öffentlichen queeren Lebens und seiner Verfolgung. Anstelle von Dokumenten der Überwachung in staatlichen Archiven bieten sich zur Rekonstruktion queerer Häuslichkeit in erster Linie Ego-Dokumente als Quellen an: Tagebücher, Kalender, Briefe, Foto-Alben oder Oral History Interviews. Sie können im besten Fall Auskunft über die Gestaltung des Zuhauses, über alltägliche häusliche Praktiken wie die Hausarbeit und ihre Verteilung, über im Privaten gelebte Beziehungspraktiken, Sorge um Körper und Selbst geben. Solche Quellen finden sich in Vor- und Nachlässen, die den ▶ Archiven der LSBTIQ-Bewegung und der Frauenbewegung übergeben wurden. Beispiele für umfangreiche Nachlässe, die auch schon beforscht wurden, sind der Nachlass von Eberhardt Brucks im Schwulen Museum¹⁶ und der von Hilde Radusch im Feministischen Archiv FFBIZ.¹⁷ Mit dem Archiv der anderen Erinnerungen der Bundesstiftung Magnus Hirschfeld existiert seit 2013 auch eine wachsende und sich diversifizierende Sammlung von auf Video festgehaltenen lebensgeschichtlichen Interviews mit LSBTIQ Personen, die verspricht, auch die

sche Zeitgeschichte Nordrhein-Westfalen 24 (Geldern: Ministerium der Justiz des Landes NRW, 2020), 121–127.

- 14 Ursula Sillge, *Un-Sichtbare Frauen: Lesben und ihre Emanzipation in der DDR* (Berlin: Verlag Christoph Links, 1991).
- 15 Günter Grau und Kirsten Plötz, »Bericht der Landesregierung zum Beschluss des Landtags vom 13. Dezember 2012 zur Drucksache 16/1849: Aufarbeitung der strafrechtlichen Verfolgung und Rehabilitierung homosexueller Menschen« (Ministerium für Familie, Frauen, Jugend, Integration und Verbraucherschutz Rheinland-Pfalz (MFFJIV), Mainz, 2016).
- 16 Schlüter, Steinle and Sternweiler, *Eberhardt Brucks. Ein Grafiker in Berlin*.
- 17 Andrea Rottmann, *Queer Lives Across the Wall: Desire and Danger in Divided Berlin* (Toronto: University of Toronto Press, 2023).

Erforschung privater queerer Lebenswelten auf eine ganz neue Quellenbasis zu stellen.¹⁸ Zu bedenken bleibt, dass die Ego-Dokumente in den Bewegungsarchiven meist von Personen stammen, die ihre Sexualität und/oder ihr Geschlecht als wichtigen Teil der eigenen Subjektivität wahrnahmen und offen lebten, die sich den Bewegungen zugehörig fühlten und die ihr Leben für außergewöhnlich und seine Spuren für erhaltenswert hielten. Queere Lebensentwürfe, die nur im Verborgenen gelebt wurden, tauchen in den Bewegungsarchiven selten auf. Darüber hinaus spiegeln sich sexistische, klassistische oder rassistische Ausschlüsse, die Gesellschaft und Bewegungen charakterisierten, auch in der Überlieferung der Archive wider und schränken damit die Erforschung queerer Zuhause-Orte ein.

Aber staatlich produzierte Quellen können ebenfalls Auskunft über privates queeres Leben geben: wenn der Staat in private Räume eindrang oder diese überwachte. In BRD- und DDR-Gerichtsurteilen nach §175 und 175a finden sich Informationen über private Räume als Orte von Sex zwischen Männern. Stasi-Agent*innen, die auf schwule oder lesbische Freundeskreise angesetzt waren, berichteten über Feiern und queeren Sex im Privaten (► »Berichte der lesbischen Stasi-IM ›Maria Jahn‹«). Vermutlich berichteten Jugendämter en detail über die häuslichen Verhältnisse, wenn zum Beispiel ein verlassener Ehemann in Westdeutschland versuchte, seiner nun lesbisch lebenden Ex-Frau das Sorgerecht über die gemeinsamen Kinder zu entziehen. Bei solchen aus homo- und transfeindlicher Perspektive produzierten Quellen, bei denen die Privatsphäre der Betroffenen gegen ihren Willen und zum Teil auch ohne ihr Wissen verletzt wurde, ist ein forschungsethisch sorgfältiger Umgang mit den Quellen unverzichtbar. Dazu kann die Anonymisierung der Betroffenen gehören, das Unkenntlichmachen bestimmter Details auf Bildern, die Vorsicht bei der Wiedergabe von Behördensprache, die Aufmerksamkeit für Mehrfachdiskriminierungen und deren klare Benennung.

¹⁸ Daniel Baranowski, »Das Archiv der anderen Erinnerungen der Bundesstiftung Magnus Hirschfeld: Voraussetzungen, Leitlinien, Schwerpunkte«, *Jahrbuch Sexualitäten* 4 (2019): 233–239.

Fallstudie: Das Zuhause als Raum der Konstitution lesbischer Subjektivitäten und Sexualität am Beispiel von Hilde Radusch und Eddy Klopsch

Der Nachlass von Hilde Radusch im Feministischen Archiv FFBIZ in Berlin erlaubt Einblicke in das häusliche Leben eines lesbischen Paars in der Nachkriegszeit, wenn auch die räumliche Struktur dieses Zuhauses in den Quellen undeutlich bleibt. In Raduschs Unterlagen zeigt sich zum einen die Bedeutung des Zuhauses als Ort des Umsorgens, der Erholung und der Konstitution des sexuellen Selbst. Zum anderen dokumentieren sie die Durchlässigkeit der vermeintlich stabilen Wände des Zuhauses, durch die letztlich auch Frauenverachtung und Homophobie gelangten. Ich skizziere zunächst die Biografien von Radusch und ihrer langjährigen Freundin Eddy Klopsch, um dann genauer auf diese Aspekte einzugehen.

Seit den 1970er Jahren ist Hilde Radusch (1903–1994) eine der bekanntesten Figuren der lesbischen Geschichte in Deutschland.¹⁹ Damals war sie Teil der L 74, einer West-Berliner Gruppe älterer lesbischer Frauen, und veröffentlichte immer wieder Texte in der aus der Gruppe hervorgegangenen Zeitschrift *Unser kleine Zeitung (UkZ)*, die von 1975 bis 2001 erschien. Sie berichtete als Zeitzeugin von ihrem Leben als junge lesbische Frau im Berlin der Weimarer Republik und von ihrem Engagement als kommunistische Gewerkschafterin und Abgeordnete, von ihrem Untertauchen in der Nazizeit, der Rückkehr in die zerstörte Stadt im Mai 1945 und den folgenden Kämpfen um die politische Neukonzeption und Macht in Berlin und Deutschland. Ihre langjährige Freundin Else »Eddy« Klopsch (1906–1960) war eine Berliner Arbeiterin, die ihre Stelle in einer Tabakfabrik bereits im Alter von 22 Jahren wegen einer Behinderung aufgeben musste. Die beiden Frauen lernten sich 1939 kennen, als sie im gleichen Haus in Berlin-Mitte lebten. Radusch erinnerte sich später, dass Klopschs Erwähnung des »Damenklubs Violetta«, einer lesbischen Vereinigung, die bis 1933 aktiv war, wie ein Codewort funktionierte, das beiden signalisierte, dass die andere auch eine »Freundin« war. In den frühen 1940er Jahren führte das Paar gemeinsam ein günstiges Mittagsrestaurant in Mitte. 1944 wurden sie vor der drohenden Verhaftung von Radusch gewarnt und versteckten sich bis Kriegsende in einem Garten im Berliner Umland.

¹⁹ Aus Gründen der Übersichtlichkeit wurde hier auf Quellenbelege verzichtet. Diese sind aber nachgewiesen im ersten Kapitel (»Homes«) von Rottmann, *Queer Lives*.

Abbildung 1: Hilde Radusch und Eddy Klopsch 1939 im Berliner Tiergarten.



Feministisches Archiv FFBIZ. Nachlass Hilde Radusch.

Zurück in Berlin fand Radusch dank ihrem lebenslangen Engagement für die KPD schnell Arbeit und Wohnung in ihrem alten Bezirk Schöneberg, und zwar als Abteilungsleiterin des Komitees Opfer des Faschismus im Bezirksamt. Hier war sie dafür verantwortlich, NS-Verfolgte mit Lebensmitteln, Kleidung, Wohnraum und Arbeit zu versorgen. Ihre Karriere fand jedoch schon Anfang Januar 1946 durch eine Intrige ihrer männlichen KPD- und SPD-Genossen ein abruptes Ende. Die Genossen versuchten dabei auch, sie aufgrund ihrer lesbischen Beziehung unter Druck zu setzen. Damit war Radusch von der Mitarbeit am Aufbau eines neuen politischen Systems ausgeschlossen. In

den nächsten Jahren kämpften sie und Eddy Klopsch ums Überleben. Die beiden wohnten in insgesamt fünf verschiedenen Wohnungen, zunächst in Schöneberg und ab 1957 in Staaken, einem Ortsteil von Berlin-Spandau, wo Eddy Klopsch 1960 im Alter von nur 53 Jahren starb.

Nach dem Zerwürfnis mit der KPD wurde Hilde Radusch nicht mehr parteipolitisch aktiv. In den 1970er Jahren engagierte sie sich jedoch in der West-Berliner Lesbenbewegung und als Mitgründerin des Feministischen Archivs FFBIZ, dem sie auch ihren Nachlass übergab. Dieser erlaubt es, die täglichen Anstrengungen des Paares nachzuzeichnen, die schwierige Nachkriegszeit zu bewältigen. Fotos und Dokumente aus ihrem gemeinsamen Leben seit den 1940er Jahren geben implizit über ihr Selbstverständnis und ihre Beziehung Auskunft.

Eddy Klopsch und Hilde Radusch lebten eine geschlechtlich differenzierte Beziehungsdynamik. Ein Hinweis darauf findet sich auf der Rückseite eines privaten Fotos von Radusch von 1940, das die Widmung »Meinem Lieb von seinem Kerlchen« trägt. Das Foto zeigt Radusch in einem lichten Wald, sie trägt ein sommerliches Outfit mit hellem Jackett, Fliege, und Strohhut. Auch auf anderen Fotos aus den 1920er, 1930er und 1940er Jahren präsentierte sich Radusch sehr maskulin. In ihrer Beziehung war Radusch das männlich konnotierte »Kerlchen«, Klopsch die feminine »Lieb«. Heute werden solche Beziehungen auch im deutschsprachigen Raum meistens als »Butch/Femme« bezeichnet. Ihrer sexuellen und politischen Bedeutung gehen Forscher*innen vor allem in der englischsprachigen Forschung seit Jahrzehnten nach²⁰. Für Deutschland sind sie seit Anfang des 20. Jahrhunderts belegt, aber wenig erforscht.²¹

Spuren dieser Beziehungsdynamik haben sich auch in schriftlichen Quellen aus dem Zusammenleben des Paares erhalten: in den Haushaltsbüchern, in Liebesbriefen und in Raduschs Kalendern. Das Haushalten war Eddy Klopschs Verantwortung, sie führte das Haushaltsbuch. Hilde Radusch überprüfte es und kommentierte am Rand, zum Beispiel »ein Lob für gutes Wirtschaften.

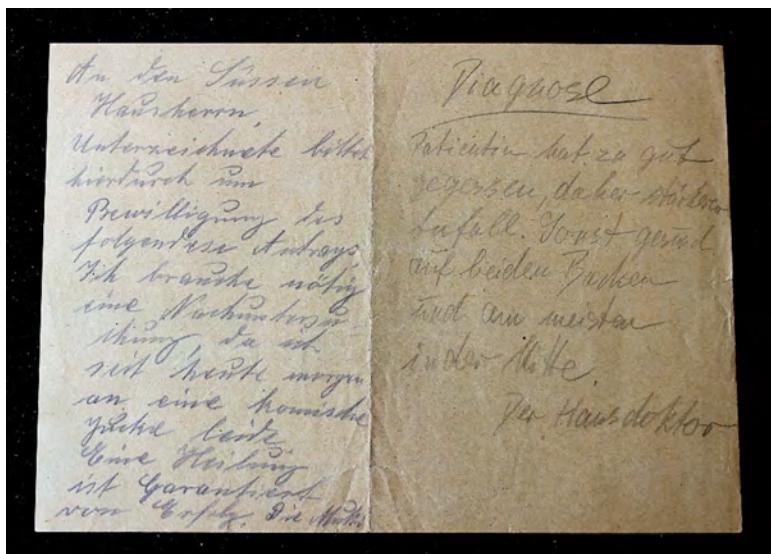
²⁰ Kennedy and Davis, *Boots of Leather, Slippers of Gold*; J. Halberstam, *Female Masculinity* (Durham and London: Duke University Press, 1998).

²¹ Zur Weimarer Republik gibt es vor allem zu weiblicher Maskulinität einige Studien, die jedoch in erster Linie Repräsentationen und nicht Lebenswirklichkeiten untersuchen. Heike Schader, *Virile, Vamps und wilde Veilchen: Sexualität, Begehrten und Erotik in den Zeitschriften homosexueller Frauen im Berlin der 1920er Jahre* (Königsstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag, 2004); Katie Sutton, *The Masculine Woman in Weimar Germany* (New York: Berghahn Books, 2011).

Vati« oder »Oh, wie sparsam! Ein Kuss extra! Vati.« Saubermachen war eine Aufgabe, die »Mitti« und »Vati« sich teilten. In ihrer Beziehung war es »Vati« Radusch, die in der Öffentlichkeit auftrat, indem sie sich parteipolitisch engagierte, für Zeitungen schrieb und nach Lohnarbeit suchte. Aufgrund ihrer fragilen Gesundheit konnte Eddy Klopsch keiner Lohnarbeit nachgehen.

Einige lose Papiere im Nachlass regen dazu an, über das Liebesleben des Paars nachzudenken. Vermutlich hinterließen sich die beiden diese Briefe in der gemeinsamen Wohnung, vielleicht auf dem Küchentisch. In ihnen nannte Eddy Klopsch ihre Freundin »mein liebes süßes Kerlchen«. Zu ihrem Geburtstag wünschte sie sich von »Vati« »1000000 süsse Küsschen überall hin wo es jetzt nicht geht nachträglich« sowie »Soviel Liebe das Mutti nicht mehr weiß, wohin; Wie? recht süß, das muss Vati wissen wie man das am besten macht.«

Abbildung 2: Diagnose des Hausdoktors. Eddy Klopsch und Hilde Radusch.



Feministisches Archiv FFBIZ, Nachlass Hilde Radusch.

In einer anderen Notiz bat »Mitti« den »Süssen Hausherrn« um eine Folgeuntersuchung, und »der Hausdoktor« hielt seine Diagnose fest: »gesund auf beiden Backen und am meisten in der Mitte.« »Hausherr« und »Hausdoktor«

verweisen hier nicht umsonst auf den privaten Raum des Zuhauses, in dem solche Doktorspiele stattfinden konnten.

Dass das Zuhause jedoch keinesfalls ein geschützter Raum für das Paar war, verdeutlichen zwei anonyme Drohbriefe im Nachlass. Sie wurden 1947 oder 1948 »durch Boten« an die West-Berliner Privatadresse der beiden geliefert. Zu dieser Zeit betrieben sie einen gut laufenden Trödelladen in Ost-Berlin im Bezirk Mitte. In ihrem Kalender für das Jahr 1947 vermerkte Radusch, dass sie in ihrem Laden von einem unbekannten Mann beschattet wurden. Im Verlauf des Jahres 1948 gab es sechs Einbrüche in ihren Trödelladen, das Paar stellte außerdem eine verstärkte Überwachung fest. Ihre Anzeigen bei der Polizei blieben ohne Folgen. Im November des Jahres hielt Eddy Klopsch eine Unterhaltung zwischen zwei Männern schriftlich fest, die sich vor der Tür des Geschäfts aufhielten und wohl beauftragt waren, die beiden Frauen zu überfallen. In der Folge gab das Paar das Geschäft auf und verlegte den Lebensmittelpunkt komplett nach West-Berlin.

Die Briefe, die das Paar an seiner Privatadresse erreichten, sind in ungeleiner Handschrift mit Bleistift geschrieben, in Umgangssprache und ohne Rücksicht auf Rechtschreib- oder Grammatikregeln. In einem Brief findet sich eine brutale, sexualisierte Bedrohung. Der Verfasser schreibt: »Noch bestimmen wir und ändern wird es hier Niemand«, und wer mit »wir« gemeint ist, wird im zweiten Brief deutlich. »Unbequeme werden erledigt gleich auf welche Tour noch bestimmen wir und nicht Weiber.« Der oder die Briefeschreiber beschimpfen Radusch darüber hinaus als »verschrobene Alte. Histerich [sic!] und launenhaft« und greifen damit auf sexistische Stereotypen zurück, die auf die Geschichte der Medikalisierung unbequemer Frauen als »hysterisch« verweisen. Die Drohbriefe kamen vermutlich von den Männern, die Hilde Radusch 1945/46 aus ihrer Stelle im Bezirksamt Schöneberg gemobbt hatten – auch damals hatte sie schon handschriftliche anonyme Briefe erhalten. Dass der Brief per Boten überbracht wurde, wofür neben dem Fehlen einer Briefmarke auch die beigelegte Notiz »Nur vor 7 sonst nach Eintreten der Dunkelheit reinstecken« spricht, belegt, dass der oder die Briefeschreiber Radusch und Klopsch beobachtet hatten und ihren Tagesrhythmus kannten. Ganz offensichtlich war ihr Zuhause kein geschützter Raum.

Ausblick: Desiderata einer queeren Zeitgeschichte des Zuhause

Das Zuhause ist vielleicht einer der vielversprechendsten Räume für zukünftige queerhistorische Studien, die interdisziplinäre Anregungen aus Kunst- und Kulturwissenschaften, Architektur, Geographie, Gender und Queer Studies aufgreifen können. Vorstellbar wären beispielsweise Untersuchungen des Zuhauses als Ort des Erprobens unterschiedlicher queerer Beziehungsformen: zum Zusammenleben schwuler Paare vor der Entkriminalisierung und vor der gesellschaftlichen Liberalisierung oder zu lesbischen, schwulen, trans und queeren Wohngemeinschaften und Kommunen seit den 1970er Jahren, zum Beispiel zum Berliner Tuntenhaus, dem das Schwule Museum 2022 eine Ausstellung gewidmet hat. Die Geschichte queeren Wohnens könnte auch das Thema der Wohnungslosigkeit umfassen, das in lebensgeschichtlichen Interviews Erwähnung findet, bisher aber nicht untersucht wurde. Seit den 1990er Jahren weisen sozialwissenschaftliche Studien aus dem angloamerikanischen Raum darauf hin, dass queere Menschen überproportional von Wohnungslosigkeit betroffen seien.²² Zu klären wäre, ob und wann ein solcher Zusammenhang auch im deutschsprachigen Raum bestand. Weiter erschlossen werden könnte privates queeres Leben in der DDR, zum einen anhand von Oral History Interviews und Fotosammlungen wie der von Rita »Tommy« Thomas²³, zum anderen anhand von bisher kaum genutzten Stasi-Akten. Aus migrationshistorischer Perspektive wären (Gast- oder Vertrags-)Arbeiterheime und Geflüchtetenunterkünfte lohnenswerte Untersuchungsräume. Zuletzt hat das Zuhause, wie auch andere queere Räume, insbesondere Bars und Clubs, in der Corona-Pandemie gerade auch für Queers einen Bedeutungswandel erfahren, dessen langfristige Auswirkungen zukünftige Zeithistoriker*innen interessieren dürfte²⁴.

²² Lindsey McCarthy and Sadie Parr, »Is LGBT Homelessness Different? Reviewing the Relationship Between LGBT Identity and Homelessness», *Housing studies* ahead-of-print, 2022, <https://doi.org/10.1080/02673037.2022.2104819>; Adam P. Romero, Shoshana K.

Goldberg, and Luis A. Vasquez, »LGBT People and Housing Affordability, Discrimination, and Homelessness«, *The Williams Institute*, 2020.

²³ Karl-Heinz Steinle, »Rita ›Tommy‹ Thomas«, Zugriff 6. Oktober 2022, <https://www.digitales-deutsches-frauenarchiv.de/akteurinnen/rita-tommy-thomas>.

²⁴ Ben Trott, »Queer Berlin and the Covid-19 Crisis: A Politics of Contact and Ethics of Care«, *Interface: A journal for and about social movements* 12, Nr. 1 (2020): 88–108.